

LANCE ARMSTRONG / SALLY JENKINS
Jede Sekunde zählt

Buch

Der Krebs hat sein Leben für immer verändert. Armstrong, einst vor allem risikofreudiger Draufgänger, hat sich in einen Mann verwandelt, der jede Sekunde seines Lebens so intensiv wie möglich leben möchte. Für den Vater von drei Kindern, Radprofi, Geschäftsmann, Idol und Hoffnungsträger unzähliger Fans, eine große Herausforderung. Der Sportler beschreibt, wie er mit der neuen Lebenssituation umgeht, mit den Erwartungen, den anstehenden Aufgaben – und mit seiner Angst vor einem neuen Ausbruch der Krebserkrankung. Lance Armstrong gewährt dem Leser aber auch einen faszinierenden Blick hinter die Kulissen des Profiradsports.

Autor

Lance Armstrong, 1971 in Austin/Texas geboren, ist einer der erfolgreichsten Radrennfahrer der Sportgeschichte. 2004 erzielte er bei der Tour de France den sechsten Triumph in Folge. Sein Erfolg ist um so bemerkenswerter, als bei ihm im Jahre 1996 Hodenkrebs im fortgeschrittenen Stadium diagnostiziert wurde. Wie es ihm gelang, die Krankheit zu besiegen, darüber hat er in seinem internationalen Bestseller »Tour des Lebens« (2000, ebenfalls mit Koautorin Sally Jenkins) Auskunft gegeben.

Sally Jenkins ist Kolumnistin bei der Washington Post. 2002 gewann sie den »Columnist of the Year Award« von Associated Press. Sie ist Koautorin mehrerer erfolgreicher Sportbücher, u.a. des Bestsellers »Tour des Lebens« mit Lance Armstrong.

Lance Armstrong
mit Sally Jenkins

Jede Sekunde
zählt

Aus dem amerikanischen Englisch
von Thomas Pfeiffer

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien
unter dem Titel »Every Second Counts«
bei Broadway Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher aus dem
Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

4. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe Juni 2005
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
© 2004 der deutschsprachigen Ausgabe
by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
© 2003 der Originalausgabe by Lance Armstrong
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: AP Worldwide Photos
Satz: DTP im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
KF · Herstellung: Str
Made in Germany
ISBN-10: 3 442 15336 0
ISBN-13: 978 3 442 15336 7

www.goldmann-verlag.de

*Für Luke, Grace und Isabelle,
die mich immer daran erinnern haben,
dass wirklich jede Sekunde zählt.*

Inhalt

Kapitel 1	Wieder eingewechselt	9
Kapitel 2	Ein ganz gewöhnlicher Bursche	35
Kapitel 3	Gestern war der einzige gute Tag	73
Kapitel 4	Glaube und Zweifel	115
Kapitel 5	Gegenwind	156
Kapitel 6	Der »Blaue Zug«	189
Kapitel 7	Meine Parkbank	235
Kapitel 8	Ein anderes Ende... ..	260
Nachwort	282
Dank	285
Personenregister	286

Wieder eingewechselt

Wie es aussieht, werde ich wohl leben, vielleicht noch 50 Jahre oder sogar länger. Wann immer aber, wie es manchmal geschieht, ich mich selbst davon überzeugen muss, gehe ich hinaus an einen Ort, der hier Dead Man's Hole genannt wird, und starre in die Tiefe. Dann, mit Entschlossenheit, ziehe ich mein Hemd aus und stürze mich geradewegs hinunter in etwas, das man mit dem »großen Vergessen« umschreiben könnte.

In gewisser Weise ist das meine ganz persönliche Methode, meine lebenswichtigen Funktionen zu checken. Dead Man's Hole ist ein großes, grünes Mineralwasserbecken unterhalb einer runden Sandsteinklippe und liegt so tief im texanischen Hügelland, dass kaum jemand weiß, wie man dahin kommt. Je nachdem, welcher Legende man Glauben schenken will, haben hier während des Amerikanischen Bürgerkriegs Soldaten der Konföderierten Parteigänger der Nordstaaten über die Klippe gestoßen oder Apachen harmlosen Cowboys aufgelauert, die von dem Abgrund nichts ahnten. Wie auch immer, ich mag diesen Ort, und zwar so sehr, dass ich mir hier gut 80 Hektar Busch- und Weideland gekauft habe und schon so oft herausgefahren bin, dass ich eine regelrechte Staubpiste durch das Gestrüpp gebahnt habe. Mir scheint es nur richtig, dass ein Ort namens Dead Man's Hole je-

mandem gehört, der um ein Haar gestorben wäre – und im Übrigen alles andere vorhat, als sein Leben tatenlos zu verbummeln.

Ich stehe direkt neben dem gut 15 Meter in die Tiefe stürzenden Wasserfall und inspiziere die Klippe – und, wenn ich schon dabei bin, mich selbst. Es geht tief hinunter, so tief, dass ich allein schon von dem Anblick einen trockenen Gaumen bekomme. Tief genug, um sich auf dem Weg nach unten Gedanken machen zu können, und zwar mehr als einen Gedanken. Tief genug, einen ersten Gedanken zu denken, *Ein wenig Angst tut dir gut*, einen zweiten, *Zum Glück kannst du schwimmen*, und schließlich noch einen letzten, *Scheiße, ist das kalt*, wenn ich in das Wasser eintauche. Ich springe, und mehrere untrügliche Zeichen sagen mir, ich lebe: der Druck meines Pulses, das beharrliche Geräusch meines Atems, das Hämmern in meinem Brustkasten, mein Herz, das sich in diesem Moment anhört wie ein aufsässiger Gefangener, der nach Freiheit schreit und gegen das Gitter meiner Rippen trommelt.

Nach Luft schnappend komme ich wieder an die Oberfläche und schwimme zu den Felsen hinüber. Ich kletterte nach oben, trockne mich ab und fahre nach Hause zu meinen drei Kindern. Ich stürme durch die Tür, rufe nach meinem Sohn Luke und meinen Zwillingstöchtern Grace und Isabelle, küsse sie auf den Nacken, schnappe mir mit der einen Hand eine Flasche Shiner-Bockbier und mit der andern einen Arm voll Kinder.

Das erste Mal, als ich von der Klippe sprang, sah meine Frau Kik mich hinterher bloß an und verdrehte die Augen. Sie wusste, wo ich gewesen war und was ich getan hatte.

»Und, hat das für dich irgendetwas geklärt?«, fragte sie.

An welchem Punkt gibt man sich damit zufrieden, nicht zu sterben? Vielleicht habe ich das nie ganz getan, und vielleicht will ich das auch gar nicht.

Ich weiß, dass sie da draußen sind, in ihren verstellbaren Fernsehsesseln, mit diesen verdammten Infusionsständern, zusehen, wie die Chemo in ihre Venen träufelt und denken: *Dieser Typ hatte*

dasselbe wie ich. Wenn er es gepackt hat, dann kann ich das auch. Ich denke die ganze Zeit an sie.

Mein Freund Lee Walker sagt, ich sei »wieder eingewechselt« worden. Er meint mit dieser seltsamen Formulierung, dass ich fast gestorben wäre, vielleicht sogar ein bisschen gestorben bin, dann aber im letzten Moment wieder eingewechselt wurde in die Welt der Lebenden. Diese Beschreibung trifft das, was mir passiert ist, so gut wie jede andere. Ich war 25, als der Krebs mich fast umgebracht hätte: Hodenkrebs im fortgeschrittenen Stadium, der sich in meinen Unterleib, in meine Lungen und mein Gehirn vorgefressen hatte, und es bedurfte zweier Operationen und vier Zyklen Chemotherapie, um ihn zu besiegen. Ich schrieb ein ganzes Buch über den Tod: *Tour des Lebens*. Das Buch handelt davon, mit der Möglichkeit des eigenen Todes konfrontiert zu werden, und davon, ihm im letzten Moment von der Schippe zu springen.

»Sind Sie sich sicher?«, fragte ich den Arzt.

»Ja.«

»Wie sicher?«

»Ganz sicher.«

»Warum sind Sie sich so sicher?«

»Ich bin mir so sicher, dass ich Sie morgen früh um 7.00 Uhr zur OP angemeldet habe.«

Auf einem Leuchttisch lagen Röntgenaufnahmen meines Brustkorbs. Schwarz bedeutete gesund, weiß Krebs. Mein Brustkorb sah aus wie ein Schneesturm.

Womit ich mich damals nicht auseinander setzte und nicht auseinander setzen konnte, war die Aussicht auf Leben. Sobald man weiß, dass man weiterleben wird, muss man sich Gedanken darüber machen, wie man leben will, und das ist alles andere als einfach. Du fragst dich: *Was werde ich nun, da ich weiß, dass ich nicht sterben werde, tun? Wie kann ich mein Leben am besten und vollkommensten gestalten?* Solche Dinge sind nicht linear, sie sind eine mysteriöse Gleichung. Mich selbst am besten zu leben bedeutet für mich, an

der Tour de France teilzunehmen, dem mörderischsten Sportereignis der Welt.

Mit jedem Tourgewinn beweise ich mir, dass ich am Leben bin – und damit, dass andere auch überleben können. Ich habe den Krebs überlebt, wieder und wieder und wieder und wieder. Ich habe die Tour inzwischen fünfmal gewonnen, und es würde mir gar nichts ausmachen, den Tourrekord zu brechen und sie 2004 ein sechstes Mal zu gewinnen. Das wäre ein ziemlich gutes Leben.

Tatsache aber ist, dass ich ohne meine Krankheit nicht eine einzige Tour de France gewonnen hätte. Meine Krankheit hat mich eines gelehrt: Der Schmerz geht vorüber. Aufgeben ist etwas für immer.

Für mich ist es schon ein Beweis des Überlebens, die Tour de France nur zu Ende zu fahren. Die Härte des Rennens, der schiere Irrsinn des Jobs, das Durchqueren eines ganzen Landes auf dem Fahrrad, Dorf für Dorf, an seinen Küsten vorbei, über seine Brücken, hinauf und über Berggipfel, die sie *Cols* nennen, erfordert ein beispielloses Stehvermögen. »Der Schnee vor meinen Augen ist schwarz geworden«, meinte der holländische Radrennfahrer Henrie Kuiper nach einem langen Anstieg in den Alpen einmal. So anstrengend ist die Tour. Die Tour durchzustehen verlangt ein Stehvermögen, wie es jemand braucht, der jeden Tag krank ist. Die Tour ist ein tagtägliches Drama des menschlichen Leidens, der kleinen Tragödien und Komödien, aufgeführt vor dem Hintergrund der Elemente, das Wetter ist manchmal unerbittlich, manchmal freundlich, die Tour führt durch lange Ebenen und in den Gegenwind hinein, und immer wieder Stürze. Und das alles drei lange Wochen lang. Was haben Sie vor drei Wochen gemacht? Es erscheint einem, als sei das alles letztes Jahr gewesen.

Die Tour ist in vielerlei Hinsicht wie das Leben – abgesehen davon, dass die Konsequenzen nicht so endgültig sind und am Ende ein Preis auf einen wartet. Das Leben ist nicht so nett.

Auch für mich hielt es kein Happy End bereit. Ich habe den

Krebs besiegt und mit dem Gewinn der Tour 1999 ein erfolgreiches Comeback als Radrennfahrer geschafft. Aber das war weniger ein Ende als vielmehr ein Neuanfang. Mein Leben ging auch danach weiter, und manchmal nicht sehr klar, nicht sehr bequem und nicht sehr siegreich. In den nächsten fünf Jahren zeugte ich drei Kinder, unterzog mich (buchstäblich) Hunderten von Dopingtests, brach mir das Genick (buchstäblich), gewann etliche Rennen, verlor andere und musste miterleben, wie meine Ehe in die Brüche ging. Und das war noch lange nicht alles.

Wer das Haus der Armstrongs betritt, sieht zuerst eines: Kinder. Kristin (Kik) Richard und ich bekamen Luke im Herbst 1999 kurz nach dieser ersten Tour, zwei Jahre später im Herbst 2001 die Zwillinge. Grace und Isabelle haben große blaue Augen und krabbeln so schnell über den Fußboden, dass man seinen Augen kaum traut. Besonders gern ziehen sie sich an etwas Beliebigem in die Höhe, halten sich schwankend aufrecht und stellen unglaublichen Unsinn an. Eines von Isabelles Lieblingsspielen ist es, sich zur Spüle hochzuziehen und den Hahn zu öffnen, bis die Küche unter Wasser steht, und dabei hysterisch zu lachen. Mein »Nein, nein, nein« quittiert sie mit heftigem Kopfnicken und lacht weiter, während das Wasser über den Küchenboden läuft. Ich kann es kaum erwarten, bis sie Teenager werden.

Luke trägt sein Teil zum allgemeinen Chaos bei, indem er mit dem Rad durch das Wohnzimmer kurvt, ein paar Runden in seinem Bobbycar dreht oder die Mädchen in einem roten Anhänger hinter sich her zieht. Luke ist kräftig und dickköpfig. Seinen Radhelm trägt er auch im Haus, und selbst wenn wir zum Essen ausgehen, weigert er sich, ihn abzunehmen. Das beschert uns zwar jede Menge neugierige Blicke – aber alles ist besser als der Kampf, der unweigerlich ausbricht, wenn man ihm den Helm abnehmen will. Luke besteht darauf, ihn zu tragen, es könnte ja sein, dass er mit mir Rad fahren gehen darf. Für ihn ist eine Straße das, womit sein Vater seinen Lebensunterhalt verdient. Ich bin so viel auf der Straße, dass er »Daddy« sagt, wenn das Telefon klingelt.

Eines Nachmittags fuhr ich zum Flughafen, um meine Familie abzuholen. Luke sah mich lange an. Dann sagte er: »Daddy, du siehst aus wie ich.«

»Was? Ich sehe aus wie *du?*«, sagte ich.

»Yeah.«

»Bist du sicher, dass es nicht andersherum ist?«

»Yeah, ganz sicher. Du bist es, der aussieht wie ich.«

In unserem Haus leben auch noch eine Katze namens »Chemo« und ein kleiner weißer Hund, der auf den Namen »Boone« hört. Immerzu muss ich aufpassen, wo ich meine Füße hinsetze, um nicht auf ein Kind oder einen Vierbeiner zu treten. Die letzten Jahre waren ziemlich chaotisch, und ganz ohne Verluste gingen sie auch nicht vorüber. Wir fütterten viele Kinder und Erwachsene und Tiere, da kam manchmal schon etwas durcheinander, und der Hund stand am Ende vor einem Napf voller Babybrei. Eines Tages reichte Kik mir ein Glas mit, wie sie meinte, Wasser.

»Das schmeckt wie Sprite«, protestierte ich.

»Trink es einfach«, meinte sie.

Und dann war da noch die Sache mit den Schlüsseln. Nie, so schien es, fand ich den richtigen Schlüssel. Gelegentlich zog ich meinen Schlüsselbund aus der Tasche, starrte auf die, wie es mir vorkam, Hunderte von Schlüsseln und sagte zu Kik: »Ich habe die Schlüssel zur ganzen Welt.« Worauf sie zurückgab: »Perfekt.«

Warum ich so viele Schlüssel habe? Weil ich in so vielen Ländern Wohnungen und Fahrzeuge besitze. Den größten Teil des Frühjahrs und Sommers verbringe ich in meinem Haus im spanischen Gerona, während ich mich auf die Tour vorbereite. Wenn die Radrennsaison vorüber ist, kehre ich zurück nach Austin. Unsere Familie lebt in einem Haus im Zentrum von Austin, und dann habe ich da noch die Ranch draußen in den Bergen. Mein Lieblingshaus aber ist mein kleines Versteck, eine Hütte mit nur einem Zimmer in den Hügeln am Stadtrand von Austin mit Blick auf den Colorado. Am Flussufer steht eine alte, gebeugte Eiche, von der eine Seilschaukel herunterhängt. Ich liebe es, an heißen

Tagen mit dem Seil über das Wasser zu schwingen und mich in die Strömung fallen zu lassen.

Ich liebe den Tumult, der in meiner großen Familie herrscht, und musste mir schon vorhalten lassen, selbst ein gerüttelt Maß dazu beizutragen, weil ich Ruhe und Frieden auf Dauer nicht ertragen könne. Nun, ich bin von Geburt an unfähig gewesen, stillzusitzen; ich sehne mich nach Action, und wenn es keine gibt, dann erfinde ich eben welche.

Meine Freunde nennen mich »Mellow Johnny«, ein Wortspiel mit dem französischen Ausdruck für den Spitzenreiter der Tour de France, der traditionell ein gelbes Trikot trägt, das *Maillot Jaune*, was Texaner, so scherzen wir gerne, wie Mellow Johnny aussprechen. Gleichzeitig ist der Name eine Anspielung auf meine gar nicht so gelassene Persönlichkeit [*mellow* = gelassen, ruhig]. So oder so, ich bin Mellow Johnny, oder Johnny Mellow, oder, wenn Sie es förmlicher haben möchten, Jonathan Mellow.

Manchmal werde ich auch einfach »Bike Boy« genannt. Ich fahre fast jeden Tag Rad, auch außerhalb der Saison und bei jedem Wetter. Selbst wenn es hagelt, hocken meine Freunde und Trainingspartner zu Hause und fürchten sich vor dem Anruf, von dem sie wissen, dass er kommen wird: Sie nehmen den Hörer ab, und am anderen Ende ist Bike Boy und will wissen: »Fährst du oder sumpfst du?«

An einem legendären Novembertag außerhalb der Saison fuhr ich geschlagene viereinhalb Stunden durch einen der schlimmsten Gewitterstürme in Austin seit Beginn der Wetteraufzeichnungen. Ein Niederschlag von 18 Zentimetern, Überflutungen, und überall waren Straßen gesperrt. Ich liebte es. Die Leute halten mich natürlich für verrückt. Aber sobald ich auf dem Rad sitze, fühle ich mich wieder wie 13. Ich rase nicht mehr so oft über rote Ampeln, aber sonst hat sich nichts geändert.

An manchen Tagen dagegen fühle ich mich viel älter als ein Mann in den Dreißigern; so als hätte ich schon viel länger gelebt. Das wird wohl der Krebs sein. Ich habe lange darüber nachge-

dacht, was er mir angetan hat – wie er mich älter gemacht, verändert hat –, und bin schließlich zu der Erkenntnis gelangt, dass er nicht nur meinen Körper, sondern auch meinen Geist verändert hat.

Ich sage oft, dass der Krebs das Beste war, was mir passieren konnte. Aber dann will jeder wissen, was ich damit meine, und warum eine lebensbedrohliche Krankheit etwas Gutes sein könne? Ich sage das, weil meine Krankheit zugleich mein Gegengift war: Sie hat mich von meiner Faulheit geheilt.

Bevor ich die Diagnose erhielt, war ich ein Bummler. Ich bekam viel Geld für einen Job, den ich nicht zu 100 Prozent machte, und das war mehr als nur eine Schande – es war ein Fehler. Als ich krank wurde, sagte ich zu mir selbst: Falls ich eine zweite Chance bekomme, werde ich es besser machen – und ich werde für etwas arbeiten, das größer ist als nur ich selbst.

Sally Reed, eine Freundin von mir, die ebenfalls den Krebs überlebt hat, bringt die Erfahrung besser auf den Punkt als irgendjemand sonst, den ich kenne. »Mein Haus ist abgebrannt«, sagt sie, »aber jetzt kann ich den Himmel sehen.«

Bei Sally wurde im Frühjahr 1999 wuchernder Brustkrebs diagnostiziert. Die Krankheit hatte bei ihr die dritte Stufe erreicht und auf ihr Lymphsystem übergegriffen. Sie würde Bestrahlung und Chemotherapie über sich ergehen lassen müssen. Sofort nach der Diagnose fielen ihre kleineren Ängste von ihr ab und wurden durch diese neue, große Angst ersetzt. Sie hatte sich so sehr vor dem Fliegen gefürchtet, dass sie sich seit über 15 Jahren nicht mehr in ein Flugzeug gesetzt hatte. Nachdem sie die Diagnose erhalten hatte, rief sie eine Fluglinie an und buchte einen Flug zu den Niagarafällen. Sie flog alleine, getrieben von dem Wunsch, die gewaltigen Fälle mit eigenen Augen zu sehen.

»Ich wollte etwas sehen, das größer ist als ich«, erklärt Sally.

Eine tödliche Krankheit bricht, wie die meisten persönlichen Katastrophen, zumeist aus heiterem Himmel über einen herein. Ohne Vorwissen, ohne böse Vorahnung wacht man eines Morgens

auf, und irgendetwas stimmt nicht mit der Lunge oder der Leber oder den Knochen. Die Nähe des Todes hat bei mir reinen Tisch gemacht, und was danach kam, war das deutliche, ungetrübte Wissen darum, dass meine Zeit begrenzt ist, dass ich gut beraten bin, jeden Morgen mit einem klaren Kopf und dem Bewusstsein aufzustehen, dass ich nur eine einzige Chance habe, diesen einen Tag heute richtig zu leben, meine Tage zu einem aktiven und von einem Zweck, einem Ziel erfüllten Leben zusammenzufügen.

Wenn Sie wissen wollen, was mich im Sattel hält, wenn ich mich sechs Stunden durch den Regen einen Berggipfel hinaufkämpfe, hier haben Sie die Antwort.

Die Erfahrung, dem Tod so nah gewesen zu sein, war klärend, der Erfolg jedoch, der danach kam, paradoxerweise verwirrend.

Der Erfolg machte mein Leben komplizierter, und zwar auf Dauer. Der Gewinn der Tour de France 1999 zog viel mehr nach sich, als ich es mir je hätte träumen lassen, von dem ersten, noch sprachlosen Moment an, als ich in Austin aus dem Flugzeug ausstieg und in der Nacht meiner texanischen Heimat die Menschenmenge sah, die mich erwartete. Auf den Straßen stand mit gelber Farbe »*Vive la Lance*« geschrieben, darüber waren Banner gespannt, und Freunde hatten unser ganzes Haus mit gelben Blumen, Luftschlangen und Ballons geschmückt. Ich wurde, zu meinem großen Erstaunen, von unserem damaligen Gouverneur George W. Bush ins State Capitol eingeladen, und danach folgte eine Parade durch die Stadt, angeführt von über 6000 in Gelb gekleideten Radfahrern. Links und rechts der Strecke standen die Leute in zwei Meter breiten Reihen, hielten Schilder hoch und schwenkten Fahnen.

Ich konnte es nicht fassen: Wer war ich schon? Ein verrückter Radrennfahrer aus Austin, der Margaritas und Tex-Mex-Food liebte. Und überhaupt, Amerikaner hatten doch gar nichts übrig für Radrennen! »Du kapiert es einfach nicht«, sagte mein Freund und Agent Bill Stapleton.

Ich lebte in einem Zustand konstanter Überspanntheit; die Luft war dünn und wurde dünner, und zu allem hinzu kam noch, dass Kik und ich auf die Geburt unseres ersten Kindes warteten. Ich wartete darauf, dass die Dinge sich wieder ein wenig beruhigten, aber das taten sie nicht – im Gegenteil, es wurde immer schlimmer. Bill wurde mit Angeboten und Anfragen von potenziellen Sponsoren und Werbepartnern überschwemmt. Er schloss einige lukrative neue Verträge mit prestigeträchtigen Sponsoren wie Bristol-Myers Squibb, Nike und Coca-Cola für mich ab, Verträge, die natürlich neue Verpflichtungen mit sich brachten: Filmaufnahmen für ein halbes Dutzend Werbespots, Fotoshootings für Zeitschriftenanzeigen und die Wheaties-Verpackung. In dieser Zeit verdiente ich mir den Spitznamen »Lance Incorporated«, ich war nicht mehr einfach ein Mensch, ich war ein Unternehmen geworden.

Der Sieg bei der Tour de France generierte 50 Millionen Dollar an weltweiter Medienresonanz für den Radrennstall United States Postal Service. Unser Budget wurde aufgestockt, und unser Team war jetzt ein das ganze Jahr über aktives Unternehmen mit einem Budget von sechs Millionen Dollar und Dutzenden von Mitarbeitern, Mechanikern, Köchen und Buchhaltern.

Mit dem Erfolg kam der Ruhm – und die Frage, wie man vermeidet, dass er einem zu Kopf steigt. Wir erhielten Einladungen, die Kik und mich in absolutes Erstaunen versetzten. Robin Williams bot uns sein Privatflugzeug an, Kevin Costner sein Haus in Santa Barbara, und Elton John lud uns zu einer Super-Bowl-Party ein. Kik und ich kamen uns vor wie Forrest Gump, der sich irgendwo im Hintergrund von Aufnahmen berühmter Menschen herumdrückt. Wir waren beeindruckt, manchmal sogar so sehr, dass wir die Nachrichten auf dem Anrufbeantworter speicherten und sie ehrfurchtsvoll mehrmals abhörten.

Aber Ruhm ist, wie ich lernte, ein Isotop, und zwar eines, das einem nicht gut tut. Wenn man berühmt wird, setzt um einen herum eine Art radioaktiver Zerfallsprozess ein, ein schleichender

und potenziell katastrophaler Zerfallsprozess. Die ständige Beachtung, die man erhält, kann süchtig machen. Zweifelsohne hätte ich mich in einen aufgeblasenen Deppen verwandeln können, und zweifelsohne gibt es manche Leute, die genau das von mir denken, sosehr ich mich auch stets bemüht habe, in allem das rechte Maß zu finden.

»Bono hat mich angerufen«, sagte ich eines Nachmittags zu Kik.

»Echt?«, gab sie zurück. »Mich hat Brad Pitt angerufen. Er will wissen, wann wir zu Mittag essen.«

Okay, ich hab's kapiert.

Ich wusste nicht so recht, wie ich mit alledem umgehen sollte, bis ich eines Tages über eine Bemerkung von J. Craig Venter stolperte, einem der Männer, die mitgeholfen haben, das menschliche Genom zu entschlüsseln. »Ruhm«, sagte Ventner, »ist etwas inhärent Negatives. Das Verhalten der Leute einem selbst gegenüber wird von ihrem vorgefertigten Bild von einem bestimmt, und das bedeutet, dass man ständig im Nachteil ist.« Ich stimmte zu. Ich war nichts weiter als der Sohn einer allein erziehenden Mutter aus Plano, Texas, einer Sekretärin, die mir ihre bodenständige Arbeitsethik mit auf den Weg gegeben hatte. Ich fand es unnatürlich, von Fremden verehrt zu werden oder, im Gegenzug, fremde Menschen zu verehren: Ich zog es vor, meine Mutter zu verehren oder meine Teamkollegen. Das waren die Menschen, auf die ich mich in schlechten Zeiten verlassen konnte.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Mir gefällt, was mir der Gewinn der Tour de France gebracht hat, für mich als Mensch, für mich als Sportler und für meine Familie. Der Sieg hat mein Leben sehr zum Besseren verändert, und dafür war und bin ich dankbar. Aber ich musste auch erfahren, dass nicht jeder, der nach Paris geflogen kam und an der Zieleinfahrt auf mich wartete, auch ein Freund war. Und ich musste erfahren, dass Reichtum nur eines bedeutet: dass man viel Geld hat. Wer über Ruhm und Reichtum anders denkt, läuft Gefahr, sich zu versteigen – zu denken, er

hätte es verdient, weil er etwas Besonderes ist, und zu glauben, er sei deshalb besser als andere oder gar klüger.

Für eine Sache hat sich der Ruhm als sehr nützlich erwiesen: Er bietet mir eine riesige und beachtete Plattform, von der aus ich Lobbyarbeit für meine Krebsstiftung betreiben kann. Ich war zu einem Symbol geworden, zum Paradebeispiel dafür, wie erbarmslos die Krankheit zuschlagen kann, und jetzt konnte man mich auf Schachteln mit Frühstücksflocken bewundern, bei *Late Night with David Letterman* im Fernsehen, und sogar ins Weiße Haus wurde ich eingeladen.

Anfangs konnte ich die große Neugierde der Menschen nicht so recht verstehen. Warum interessierten sie sich so sehr für *mein* Leid? Aber eines Tages sagte Kik: »Du bist am Abgrund gestanden, auf der Schwelle zwischen Leben und Tod, und du hast einen Blick in den Abgrund geworfen. Du hast gesehen, was es von diesem Punkt aus zu sehen gibt, und du bist zurückgekehrt. Diese Perspektive sollst du mit uns teilen.«

Diese Erfahrung, dass ich wieder ins Spiel zurückgeworfen worden war, das verstand ich nun allmählich, war wichtig; allein schon durch meine Teilnahme an der Tour demonstrierte ich, dass ich überlebt hatte, und wenn ich überlebt hatte, *dann konnten andere das auch*. Mehr noch, es zeigte ihnen, dass sie den Rest ihres Lebens normal, wenn nicht sogar besser als zuvor, leben konnten.

Das war eine wichtige Botschaft für alle Krebskranken, und zwar auch für die Familien, Ärzte und Krankenschwestern, die mit der Krankheit zu tun hatten. Die Ärzte wussten, wie hoffnungslos meine Lage und wie auszehrend meine vier Chemotherapie-Zyklen gewesen waren, und sie wussten, dass a) ich es überlebt hatte und b) die Behandlung meinen Körper nicht ruiniert hatte. Das gab ihnen Anlass zur Hoffnung, und wie mir schien, brauchten die Ärzte ebenso sehr Hoffnung wie ihre Patienten.

Sie wollten mich als Beispiel benutzen, und ich wollte mich benutzen lassen. Aber ich wollte auf die richtige Art und Weise be-

nutzt werden. Der Ausdruck »Held« war mir überaus unangenehm – den Krebs zu überleben hat ganz und gar nichts Heroisches an sich. Niemand ist immun dagegen; acht Millionen Amerikaner leiden an der einen oder anderen Form von Krebs, und rund eine Million erkranken jedes Jahr neu daran. Wie ihnen allen hatte das Schicksal mir schlechte Karten gegeben, und ich tat einfach das, was für mich das Natürlichste war: Ich kämpfte.

Ich traf die unterschiedlichsten Menschen, die gegen die Krankheit kämpften, gelb und ausgezehrt von der Chemotherapie. Besuchen Sie Sloan-Kettering in New York, M. D. Anderson in Houston oder die Southwest Regional Cancer Clinic in Austin, und Sie sehen sie, 50 oder 60 Leute in einem Wartezimmer mit nur 30 Stühlen, Menschen wie sie unterschiedlicher gar nicht sein könnten, und eine Hand voll Krankenschwestern mit versteinerten Gesichtern.

Krebspatienten kamen auf mich zu und wollten alles wissen, was ich getan hatte, jedes Medikament, das ich genommen, jeden Happen, den ich gegessen hatte.

»Wie war deine Chemo?«

»Was hast du gegessen?«

»Welche Vitamine hast du genommen?«

»Wie oft bist du Rad gefahren?«

Ich war eine Erfolgsstory – zumindest für den Moment. Sollte ich erneut erkranken, wäre die Erfolgsstory sofort vorbei, und um die Wahrheit zu sagen, manchmal war ich ebenso besorgt und verängstigt wie die Leute, die Krebs hatten: Was, wenn der Krebs zurückkehren würde? Jedes Mal, wenn ich ein Krankenhaus betrat, überfiel mich ein Gefühl des Unwohlseins. Das Erste, was mir auffiel, war der Geruch. Wenn es darauf ankäme, könnte ich ein Krankenhaus allein am Geruch identifizieren: Desinfektionsmittel, Medikamente, Kantinenfraß und durch alte Luftschächte strömende, abgestandene Luft. Und das Licht: Durchscheinend und grell ließ es alle Menschen blass aussehen, so, als flösse nicht genug Blut in ihren Adern. Die Geräusche waren künstlich und

taten in den Ohren weh, das Quietschen der gummibesohlenen Schuhe der Krankenschwestern und, nicht zu vergessen, die Krankenhausmatratzen: Die Matratzen in Krankenhäusern sind mit Plastikschonern bezogen, und ich erinnere mich noch genau daran, wie es sich anfühlte und anhörte, wenn ich im Bett meine Position wechselte, das Knistern des Plastikbezugs unter mir jedes Mal, wenn ich mich bewegte, immer dieses Knistern und Rascheln, Knistern und Rascheln.

Das sind die Gerüche und Empfindungen und Bilder, die alle Krebspatienten mit sich herumtragen, gleichgültig, wie lange sie die Krankheit schon hinter sich haben, und sie sind so traumatisch, so konzentriert, dass sie noch Jahre später heftige Reaktionen auslösen können.

Manche Leute werden sogar richtig krank, wenn sie etwas sehen oder riechen, das sie an ihre Krankheit erinnert. Im *New England Journal of Medicine*, einer medizinischen Fachzeitschrift, stand ein Bericht über eine Frau, die wegen Brustkrebs eine radikale Chemotherapie über sich hatte ergehen lassen müssen und immer wieder von heftigstem Brechreiz heimgesucht worden war. Fünf Jahre später lief sie in einem Einkaufszentrum ihrer Onkologin, der Ärztin, die sie behandelt hatte, über den Weg und musste sich übergeben. Der Krebs verlässt einen niemals ganz. Und das gilt auch für mich.

Als ich krank war, kämpfte ich mit der Hoffnung darauf, wieder zu meinem Leben zurückkehren zu können. Womit ich mich in dieser Zeit aber nie ernsthaft beschäftigt hatte, war die Frage danach, wie dieses Leben denn aussehen sollte. Der Ausdruck »Leben nach Krebs« kann sehr viel bedeuten: den Verlust eines Beines oder einer Brust oder, wie in meinem Fall, Zeugungsunfähigkeit, einen Karriereknick und tief sitzende Ängste. Die Krankheit überleben geht mit körperlichen, emotionalen und finanziellen Konsequenzen einher. Mit anderen Worten, die Ärzte können einem vielleicht das Leben retten, aber kann man auch die *Qualität* eines Lebens retten?

All dies fiel für mich unter die Rubrik »Überleben«, ein eigenartiger, posttraumatischer Seinszustand, den ich durchlebte und den alle, die den Krebs überleben, in der einen oder anderen Form durchmachen. Das Überleben, beschloss ich, sollte den wichtigsten Gedanken der Krebsstiftung darstellen, die ich ins Leben rief: Mit der Krankheit und ihren Nachwirkungen umzugehen lernen war jedoch ebenso wichtig, wie sie zu bekämpfen. Nach und nach wurde mir klar, dass die Lance Armstrong Foundation eine Einrichtung werden sollte, bei der die Menschen sehr persönliche und praktische Informationen erhalten sollten. Es gab andere, finanziell weitaus besser gestellte Stiftungen und Websites, die mehr Informationen anboten. Mit der LAF wollte ich eine Einrichtung schaffen, bei der Leute anrufen oder eine E-Mail schicken und eine Glückwunschkarte von mir an einen Patienten bestellen oder nach den besten Übungen für Brustkrebspatienten und Patienten nach der Chemo fragen können.

Die meisten Menschen, stellte ich fest, wollten nur, dass man ihnen zuhörte oder, in manchen Fällen, sie berührte. Einmal traf ich einen Jungen namens Cameron Stewart, der mit sechs an Krebs erkrankt war.

»Hattest du einen Port?«, wollte er wissen.

»Ob ich einen Port hatte?«, sagte ich. »Schau dir das an.«

Ich knöpfte mein Hemd auf und zeigte ihm die Narbe auf meiner Brust. Daraufhin zog er ebenfalls das Hemd aus und zeigte mir den Port, den ihm die Ärzte in seinen dünnen Vogelbrustkorb eingepflanzt hatten.

Cameron und ich haben immer noch Kontakt, und einmal kam er mit seiner Familie zu dem alljährlichen Radrennen der Krebsstiftung nach Austin. Cameron befindet sich auf dem Weg der Besserung und wächst zu einem gesunden Jungen heran. »Ich habe Lance-Armstrong-Beine«, sagt er gerne.

Ich traf andere Sportler mit Krebs und tauschte Geschichten und Erinnerungen mit ihnen aus. Mit Eric Davies, einem großartigen Baseballspieler, lachte ich über unsere Versuche, während



Lance Armstrong, Sally Jenkins

Jede Sekunde zählt

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-15336-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2005

Ehrlich, direkt und mit viel Humor erzählt Lance Armstrong von seinen Erfolgen wie Misserfolgen im Sport wie im Leben

Gegner und Fans respektieren und beneiden den 33-jährigen Texaner und inzwischen sechsfachen Sieger der Tour de France. Seiner Erfolge und wohl auch seiner Geschichte wegen. Die Fortsetzung von „Tour des Lebens“, die bewegende Lebensgeschichte des Ausnahmesportlers, der den Krebs besiegte.